

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 109 (2015)
Heft: 2

Artikel: Die Befreiung kommt ganz langsam : Interview
Autor: Hui, Matthias / Imfeld, Al
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632177>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Befreiung kommt ganz langsam

*Ein Gespräch mit dem Theologen, Priester, Entwicklungs-
helfer und Autoren über Afrika im Gedicht und Afrika
in der Schweiz, über die Elefantenbegriffe Religion und
Sozialismus – im Rückblick auf acht Jahrzehnte reiches
Leben und drei Jahrzehnte Mitarbeit bei den Neuen
Wegen.*

Am 14. Januar hast du deinen 80. Geburtstag gefeiert. Wie hast du dir als kleiner Bauernbub Al Imfeld in diesem Alter vorgestellt?

Ich habe mir doch keine Vorstellungen der Zukunft gemacht. Man schaute vielleicht von einer Weihnacht zur nächsten, aber nicht weiter hinaus. Da bin ich verwandt mit der afrikanischen Denkweise: Eine Zukunftsperspektive in diesem Sinn kann man überhaupt nicht denken.

Hast du auch in deinem späteren Leben nicht mögliche Wege rekognosziert und Ziele längerfristig angesteuert?

Doch. An der neuen Anthologie «Afrika im Gedicht» habe ich nun drei Jahre gearbeitet. An einem solchen Werk bleibt man dran. Dieses Vorhaben hatte ich früher eigentlich bereits aufgegeben. Ich hatte nie einen Verlag gefunden. Und nun kam ein älterer, pensionierter, hagerer Mann daher, den ich bis dahin kaum kannte: «Dieses Projekt darfst du nicht aufgeben.» Fertig, Punkt. Bei mir läuft vieles in dieser Art und Weise ab. Es ist nicht Planung, sondern es schlägt etwas ein, und dann verfolge ich es – durchaus auch über eine längere Zeit, ich kann sehr beharrlich sein. Wobei ich neben einer Hauptbeschäftigung immer noch zwei, drei andere Sachen laufen habe, die dem Aspannen, aber auch der Distanzierung dienen.

Die Idee zur Anthologie hat also «eingeschlagen». Das grösste Geburtstagsgeschenk machst du dir mit dieser Sammlung von 586 Gedichten selber. Du hast sie als dein «Lebenswerk» bezeichnet. Was meinst du damit?

Seit den siebziger Jahren habe ich die afrikanische Literatur sehr intensiv verfolgt. Ich habe sie auch gefördert und in Afrika sogar selber Kurse mit dem Titel «How do you write poetry?» gegeben. Mehr und mehr ist mir die Bedeutung des Gedichts für den afrikanischen Kontinent und für seine Emanzipation oder,

anders gesagt, für seine Entkolonisierung bewusst geworden. Ich habe immer alles gesammelt – und auch die gesamte Gedichtliteratur von 1958 bis 1998 in den modernen Sprachen, in denen gedichtet wird, zusammengetragen, in Englisch, Französisch, Portugiesisch, Afrikaans, Suaheli und zum Teil Arabisch in französischer Übersetzung.

Wie hast du diesen riesigen Fundus auf die immer noch monumentale vorliegende Sammlung verdichtet? Was waren deine Kriterien? Was deine Arbeitsweise?

Der Weg ist ein ganz anderer geworden als der ursprünglich vorgedachte. Ich hatte alle Gedichtbändchen und die ganze Africana-Sammlung mit meinem 70. Geburtstag der Universitätsbibliothek Basel vermacht. Dort ist sie zum Teil bis vor kurzem im Container liegen geblieben. Als ich nun erneut an die Arbeit ging, stand dieses Material also nicht mehr zur Verfügung. Manches hatte ich zwar kopiert für die ersten Vorbereitungen vor fünfzehn Jahren. Aber ich musste nun auf jeden Fall wieder Gedichte suchen gehen. Bis ich auf eine Idee kam – und das macht diese Anthologie anders als die üblichen: Ich kannte ja viele DichterInnen. Ich schrieb sie an und bat sie, mir zwei, drei Gedichte zu schicken. Noch unveröffentlicht sollten sie sein. Und ich wollte keine Liebesgedichte, keine Naturgedichte, ich suchte die Auseinandersetzung mit unserer Zeit.

Funktionierte dieses Vorgehen?

Die Idee schlug ein! Den ersten, den ich anschrieb, Niyi Osundare aus Nigeria, hatte ich einst in Berlin kennengelernt. Er faszinierte mich, weil er die Gedichtform für wöchentliche Kommentare in einer grossen Zeitung brauchte. Er vermittelte mir sofort Mailadressen von zwanzig weiteren DichterInnen, und diese sagten es wieder weiter. Plötzlich hatte ich Texte von hundert AutorInnen, übrigens fast ein Drittel Frauen. Üblicherweise sammelt ein

weisser, alter Mensch – ein Professor meistens – Gedichte und trifft eine Auswahl. Hier ist es anders: Der Eurozentrismus ist weg. Die DichterInnen selber sagen: «So möchten wir sein, das möchten wir präsentieren.»

Was für ein Gemälde von Afrika ist nun mit dieser Sammlung entstanden? Hast du bei dieser Arbeit neue Farben, klarere Konturen, grössere Tiefenschärfen dieses Kontinents entdeckt, den du ja eigentlich bereits so gut kennst?

Einerseits darf ich sagen: Nein, völlig Neues kam für mich kaum zum Vorschein. Ich habe Afrika ja auch ständig verfolgt. Ich habe immer Gedichte gele-



sen, Literatur, und so wusste ich, was in der Luft liegt. Ich habe allerdings durch diese Arbeit nun eine differenziertere Sicht bekommen. So habe ich den riesigen Unterschied wiederentdeckt zwischen dem frankofonen und dem anglofonen Afrika von heute. Die anglofonen DichterInnen sind in eine politische Auseinandersetzung eingestiegen. Die frankofonen sind immer noch sehr stark der französischen Tradition des Gedichts verhaftet – in Form von Lobeshymnen, und mit einer sehr grossen Subjektivität.

Al Imfeld an der Redaktionsitzung der Neuen Wege im November 2012.

Fotos: François Baer

Sind weitere neue Fragen aufgetaucht?

Wo verläuft die Grenze zwischen dem Gedicht in unserem Sinn und der Art und Weise des heutigen Dichtens im Afrikanischen? Der Rap ist in Afrika sehr, sehr stark angekommen. Das ist eine Gedichtform, die, schriftlich festgehalten, manchmal kippt: Sie geht unter die Gürtellinie, sie ist derart hart, die Sprache ist in einer gewissen Weise kaputtgemacht, dass das Schriftliche, vor allem in übersetzter Form, fast unmöglich wird. Soll man solche Texte aufnehmen, und wie? Das war eine Entdeckung für mich: mit dem Gedicht an eine Grenze zu kommen. Interessant ist im arabischen Raum, den ich weniger kannte, dass sich die Dichtung über das Handy gewissermassen elektronisch erneuert hat, das SMS-Gedicht kommt auf. Aber es ist noch kaum zu erfassen. Da dämmert die Frage: Wie verläuft diese Entwicklung weiter?

Du glaubst an das Gedicht. Du schreibst ja auch selber Gedichte. Was ist das Besondere, wenn afrikanische AutorInnen diese Ausdrucks- und Textform wählen?

Die afrikanischen Menschen schreiben eigentlich an uns zurück, sie schreiben nicht einfach für Afrika. Bis vor kurzem haben wir sie Schreiben gelernt und ihnen gesagt: Das ist Literatur, und das müsst ihr machen. Ein afrikanischer Mensch hat aber ja kaum die Gelegenheit, ein Büchlein zu kaufen. Für uns ist es wichtig, diese Gedichte zu lesen und zu studieren. Sie bringen viel mehr als eine politische Reportage. Sie zeigen manches versteckt und indirekt. Das Afrikanische ist sehr stark indirekt, man kann nicht direkt mit jemandem, der über einem steht, sprechen, man braucht einen Vermittler. Die afrikanischen Dichter sind nicht paränetisch, sie wollen nicht ermahnen, belehren. Sie wollen zeigen, wer sie sind: damit wir sie endlich wahr- und ernst nehmen, damit wir respektieren, wie sie sich mit der Welt auseinandersetzen. Sie wollen zei-

gen, dass sie nicht einfach die Oberflächlichen sind, die Grausamen, die Blödiane. Afrikanische Dichterinnen und Dichter experimentieren mit dem Gedicht gegenwärtig viel mehr als dies in der westlichen Welt geschieht.

Hängt dieser Prozess, den du beschreibst, mit dem Stichwort Entkolonialisierung zusammen?

Das ist ein ganz wichtiger Punkt. Das Gedicht ist eigentlich die Waffe der Entkolonialisierung. Die Entkolonialisierung war nicht damit geschehen, dass Menschen eine neue Flagge bekamen und eine Landeshymne, die ja meistens überhaupt nicht afrikanisch ist. Man hisste diese Flagge und meinte, man sei nun unabhängig. Aber man wusste nicht, was Unabhängigkeit ist. Man wusste nicht, was Freiheit ist. Die Kikuyu-Bewegung im Kenya der fünfziger Jahre und die weiteren Befreiungsbewegungen haben eigentlich noch nicht für Freiheit gekämpft, sie haben dafür gekämpft, ihr Land zurück zu erhalten. Beschreibungen von Freiheit, von eigener Befreiung und Versuche, Altes, das einem eingetrichtert wurde, aus dem Kopf heraus zu bekommen, findet man nun in diesen Gedichten. Sie sind Zeugnisse einer Entkolonialisierung, die fortschreitet. Sie hat noch nicht wirklich stattgefunden. Afrika ist letztlich immer noch voll und ganz im Kolonialismus zuhause. In der Literatur aber geschieht sie, im Gedicht, auch in den Romanen. Und in der modernen Malerei, die wir bei uns noch kaum kennen. Sie ist ebenfalls sehr wichtig, deshalb habe ich mich in den letzten zehn Jahren stark für sie eingesetzt. Diese neuen Bilder sind sowohl realistisch als auch fabelhaft. Alles findet sich in ihnen vermischt, es sind Regenbogenbilder. Es war Nelson Mandela, der sagte, dass Afrika in ein Regenbogenzeitalter eintritt.

Wie tragen die KünstlerInnen zur Entkolonialisierung bei? Was für ein Afrika begegnet uns in diesen Gedichten?

Es ist ein versteckter Zorn. Es ist nicht dieser offene Zorn, den wir im Westen kennen. Es ist eine Art von Leiden, das sich in diesen Gedichten ausdrückt – ein Leiden, das noch gepflegt werden muss, damit es Früchte tragen kann und es zum Platzen kommt wie jüngst in Nordafrika. Ich habe viel Gewicht darauf gelegt, Nordafrika in die Sammlung hinein zu bringen. Als ich vor drei Jahren begann, war die Lage sehr hoffnungsvoll. Jetzt ist bereits fast alles verflogen, auch im Gedicht, die Resignation ist wieder eingekehrt.

Das gilt übrigens auch für Senegal, wo ebenfalls Menschen auf die Strasse gingen, um zu protestieren. Es ist fast alles eingeschlafen, weil nichts folgte. Die Dichtungen und die Malerei sagen dem Volk aber weiterhin: Ihr müsst weitermachen. Die Befreiung findet nicht an einem Tag statt. Sie kommt ganz langsam und muss gepflegt werden. In diesem Prozess wird gegenwärtig afrikanische Geschichte geschrieben.

Mir fällt auf, dass du die Entkolonisierung Afrikas immer wieder verbindest mit der Überwindung weiterer Machtverhältnisse, etwa zwischen Mann und Frau. Wie gehören diese Emanzipationsprozesse zusammen?

Zur Entkolonialisierung gehört das Enthierarchisieren. Da kommt der Theologe in mir zum Vorschein: Wir müssen diese Götter auf unseren Boden herunter holen. Es gibt keine Götter in den Himmeln. Wir brauchen Demokratie. Alles redet davon, aber was heisst das? Zur Demokratisierung gehören alle Menschen, Männer und Frauen, Kinder und alte Menschen. Zur Demokratisierung – das zeigt sich heute in der Ernährungsdebatte – gehören selbst die Tiere. Es gibt Leute, die sagen: «Was sind das für Spinner, die so denken, und jetzt kommt noch das Veganertum!» Für mich sind das Zeichen: Wir sind doch ein bisschen auf dem Weg zur demokratischen Ebene. Aber Demokratie heisst

für mich nicht einfach: Alle sind gleich, alle können abstimmen. Die Aussage, dass das Demokratie sein soll, wenn die eine Seite mit 51 Prozent zur Gewinnerin erklärt wird und die andere zur Verliererin, und wenn behauptet wird, die 51 Prozent seien das Volk, ist eine verheerende Aussage. So ist die andere Hälfte gar nicht einbezogen. Viele Minderheiten bleiben ausgeschlossen.

Jetzt sprichst du plötzlich nicht mehr über Afrika. Nun redest du über die ganze Welt, über unsere Welt. Gibt es die Grenze zwischen Afrika und Europa überhaupt noch?

Es gibt sie natürlich noch. Afrika hat eine ganz andere Geschichte hinter sich als wir. Da ist die Geschichte der Sklaverei, vierhundert Jahre lang. Dann zweihundert Jahre Kolonialismus, der die Menschen und ihre Gesellschaften ganz anders geformt hat. Die Menschen in Afrika haben zum Teil Traumata mit grossen Auswirkungen bis heute, die wir gar nicht kennen. Wir haben ja auch unsere Geschichte, unsere Traumata. Aber wir müssen ein wenig toleranter werden und nicht ausschliesslich den Zweiten Weltkrieg betonen und die Traurigkeit darüber, was den Juden passiert ist. Wir sollten auch die niederschmetternde Verachtung sehen, die Afrika und seine Völker erfahren haben.

Afrika ist nun aber – in der Kunst und in der Wirtschaft, aber vor allem durch die Migration – längst bei uns angekommen. Verändert diese Präsenz Afrikas die Wahrnehmung unserer eigenen Welt?

Zuallererst: Afrika ist noch gar nicht angekommen bei uns.

Aber Menschen sind doch angekommen.

Sie sind als Flüchtlinge angekommen, als Hilfesuchende. Sie werden verachtet. Wir machen ständig neue Gesetze für beziehungsweise gegen sie. Wir haben die afrikanischen Menschen im Schengener Abkommen nicht akzep-

tiert. Sie sind draussen, sie gehören in den dritten Kreis. Herrgott noch einmal, Afrika ist noch nicht einmal auf der rechtlichen Ebene rehabilitiert. In den sechziger Jahren hatten wir auch hier in der Schweiz mehr Verständnis für Afrika als heute, so empfinde ich es. Wir haben ein derart hässliches Klima. Zum Teil sogar in den Gewerkschaften oder in den religiösen Kreisen, die früher Missionskreise waren. Die sind nun zum Teil selber gegen «Masseneinwanderung» und weiss Gott was. Nur schon die ausgleichende Gerechtigkeit ist überhaupt nicht

Du warst fast dreissig Jahre Mitglied der Redaktionskommission der Neuen Wege. Unsere Zeitschrift trägt nach wie vor den Untertitel «Beiträge zu Religion und Sozialismus».

Über diese beiden Elefantenbegriffe möchte ich nun mit dir sprechen. Beginnen wir mit dem zweiten: Was fängst du heute mit dem Begriff Sozialismus an?

Für mich ist er irrelevant. Dahinter mag ein Geist stehen. Und etwas von diesem Geist glaube ich, in mir zu haben. Aber sobald ich nur «-ismus» höre, bin



da. Wir konnten missionieren gehen, und es war völlig selbstverständlich, dass wir keine Visa benötigten. Wenn nun ein paar schwarze Priester oder Prediger, nicht zu sprechen von KünstlerInnen, in die Schweiz kommen wollen, brauchst du enorme Garantien. Selbst ein Nobelpreisträger wie Wole Soyinka: Wenn er die Schweiz besuchen will, muss ich fast 13 000 Franken garantieren. Das ist eine Schande ohnegleichen. Da musst du mir nicht kommen, Afrika sei angekommen. Afrika ist als Schrecken hier. Und das ist negativ und verheerend.

ich bei einer Ideologie. Und solche mag ich nicht. Ich will nicht sagen müssen, ich stehe dieser oder jener Ideologie näher. Wir leben heute nicht mehr im Arbeiterzeitalter, wo Sozialismus etwas anderes bedeutete. Wir leben heute in einem Zeitalter, in dem die ganze Welt zusammen kommt, ineinander kommt. Wir haben es mit Mischdingen zu tun. Ohne Regenbogen im Sinne Mandelas gibt es keine Gesellschaft. In einer Gesellschaft soll keine Einheit herrschen. Der Schweizer als Schweizer allein in der Schweiz ist eine scheisslangweilige Sache.

Aber herrscht nicht gerade heute die totale Abhängigkeit der Armen von den Reichen? Stehen wir nicht einer Warenwelt gegenüber mit ihren Götzen, die von uns angebetet werden und denen wir opfern? Wird nicht das Gefälle zwischen Afrika und Europa bei der Aneignung von Rohstoffen immer noch größer? Wäre es da nicht doch hilfreich, sich wieder auf diesen Sozialismus zu besinnen, um aufzuklären, was geschieht?

So betrachtet stimme ich voll und ganz mit dir überein. Diese Denkweisen – Sozialismus oder Kapitalismus – gehen aber heute ganz von Dingen aus und nicht von Menschen. Sie sind angeschlagen. Der heutige parteipolitische Sozialismus, ob in Deutschland, in Frankreich oder auch in der Schweiz, ist eine absolute Hilflosigkeit. Ich kenne im Moment keinen interessanten politischen Sozialismus auf der ganzen Welt. Da habe ich lieber den direkten Kapitalismus. Dann weiss ich, dass ich nicht einer Heuchelei oder einer Vortäuschung erliege. Davor habe ich beständig Angst. Man soll bescheidener werden, die Wortwahl hinunterfahren. Ich tue es lieber versteckt, so wie ich ein versteckter Priester, ein versteckter religiöser Mensch bin. Ich hange keinem Glauben offizieller Richtung an. Ich möchte das so zurückfahren, dass ich symbolisch oder zeichenhaft etwas ähnliches bin wie der Arbeiterpriester Ende der fünfziger Jahre in Frankreich. Ich möchte nichts herausjubeln, nichts verkünden, da wären wir beim Missionieren. Ich will es leben. Und leben heisst natürlich immer wieder, Experimente machen zu müssen. Aber wo ist heute der Raum zum Experimentieren?

Experimentieren – auch im Religiösen? Damit sind wir beim zweiten Monumentalbegriff im Untertitel unserer Zeitschrift. Beim Abschied von den Neuen Wegen sagtest du: «Ich zweifle, also bin ich ein Theologe. Und: Gott ist tot, also suche ich ihn.»

Ich möchte Begriffe hinterfragen, sie in die Gegenwart stellen. Die Überhöhung der Sprache im religiösen Bereich macht alles kaputt, sie wehrt sich letzten Endes dagegen, dass Gott überhaupt auf die Welt kommen kann. Im Islam zum Beispiel denke ich an die 99 Namen Allahs, die All-Macht, die All-Wissenheit, die All-Barmherzigkeit und so weiter. All-, All-, All- wird dem Allah zugestanden, und der Mensch wird erdrückt unter diesem Gewicht wie Scheisse und hat nichts mehr dazu zu sagen. Dagegen lehne ich mich auf und theologisiere. Ich leide darunter, für solche Debatten keinen Ort mehr zu haben. Niemand hat mehr Zeit. Vielleicht steht dahinter etwas fast Teuflisches, eine neue Form der Zensur: Wir beschtigen uns derart, dass wir zum Denken fast keine Zeit mehr haben. Das mag mein Alterspesimismus sein. Auch die *Neuen Wege* kommen nicht auf dich zu mit solchen Themen.

Jetzt sind sie da! Aber aus welchem Grund soll sich denn unsere Gesellschaft weiterhin mit Gott, Theologie und Religion kritisch beschtigen?

Wenn niemand mehr das fundamentale Nachdenken und Überdenken pflegt und immer neue Fundamente schaffen kann, dann sind wir in einer Flattergesellschaft. Von Theologinnen und Theologen erwarte ich, dass sie «dort hin-über» gehen, ins Leben. Es geht mir um Weltaufgeschlossenheit, darum, alles in Frage stellen zu können, um Wendigkeit.

Du hast dich immer scharf abgegrenzt vom Begriff des Reiches Gottes. Aber grad dieses ist doch in der Bewegung, zu der sich die Neuen Wege zählen, eine Chiffre einer Welt für alle. Das Reich Gottes steht für eine radikale Alternative zu dem, was du selber am Anfang des Gesprächs beschrieben hast: zum Imperium, zu einer Welt von Kolonialismus und voller Hierarchien.

Es ist sehr gefährlich, politische Begriffe in den religiösen Bereich hineinzubringen. So kommt es sofort zu einer politischen Religion oder Assoziation. Ich bin ein gebranntes Kind aus dem Kanton Luzern: Hier liberal, dort katholisch-konservativ, und beide nahmen die ganze Wahrheit und auch Gott für sich in Anspruch. Ich bin vielleicht auch infiziert mit der Naherwartungstheologie des Neuen Testaments. Ich habe Angst vor einem Reich, das kommen soll, Angst.

Aber eben: das Reich Gottes als Gegenbild zur politischen Macht, als herrschaftsfreier Raum?

Ich begreife und schätze dies in eurer Tradition. Aber da kommt der Linguist in mir ins Spiel, die Vorsicht, wie mit Wörtern umzugehen ist. Man kann schon Wörter aus der frühen, alten Zeit hinübernehmen. Aber der eine versteht sie dann so, die andere so. Du hast nicht mehr dieselbe Assoziation dahinter. Dann wird es gefährlich und kann missbraucht werden. Man soll doch eher sagen: Wir wollen eine Art von Demokratie – auch des Alltags, der Gewöhnlichkeit –, wir wollen nichts Überhöhtes. In dieser Richtung frage ich dann: Wie leben wir zusammen? Was für neue Lebensformen bedingt diese Demokratisierung?

Bedeutet das für dich auch eine Demokratisierung der Religionen, der spirituellen Ausdrucksweisen?

Ich praktiziere das ja so. Jeden Samstag ist hier offenes Haus. Jeder und jede kann kommen, essen und trinken. Wir führen Diskussionen. Es kommen immer wieder andere. Ich bin in verschiedenen solchen Kreisen, bis hin zu den Rotariern, Berührungsängste kenne ich nicht.

Besteht nicht die Gefahr, dass am Ende dieses Weges «anything goes» steht – alles erhält seine Berechtigung?

Berechtigung haben sicher alle Men-

schen. Ich kann nicht urteilen darüber, wer keine Berechtigung hat. Die Frage ist: Wird man Relativist? Der Alltag ist eben etwas Relatives. Hier kommt der Journalist Al Imfeld ins Spiel. Und wir sind damit auch wieder bei der Sprache: Alle Absolutheitsbegriffe inklusive der Wahrheit müssen wir ganz vorsichtig behandeln.

Was wünschst du dir von echten Debatten – zum Beispiel in den Neuen Wegen?

Ich wünsche mir Lebendigkeit. Und ein bisschen mehr Provokation. Wir sollten nicht so amerikanisch vorgehen und niemanden beleidigen in unserer Sprache. Es muss nicht alles abgesichert sein und – auch im übertragenen Sinn – versehen mit zehn Anmerkungen. Nein, ich wünsche mir ab und zu auch Zorn, ich wünsche mir ab und zu Streit, aber dann wieder Versöhnung.

Du bist unermüdlich an der Arbeit, die vielen Fäden deines Lebens immer wieder neu zusammenzuknüpfen. Du lebst in vielen Zusammenhängen, Freundeskreisen, Projekten. Du formulierst aber auch diese Wut, diese Zweifel und diese Kritik an vielen und an vielem. Führt das nicht manchmal zu einer grossen Einsamkeit?

Du sagst es. Man wird ein einsamer Mensch dabei. Gerade deshalb versuche ich, ein Netz mit vielen Verknüpfungen zu haben, das mich auffängt. Einer, der zu viel nachdenkt, wird einsam, weil er den anderen manchmal voraus ist. Ich habe schon sehr früh gedacht, gottfriedstutz, vielleicht wäre ich in meinem Leben glücklicher, wenn ich nicht so viel Nachdenklichkeit hätte. Aber ich lebe jetzt damit.

Offensichtlich ja nicht nur schlecht.

Ich bin ein zufriedener Mensch, das möchte ich noch angemerkt haben. Ich habe ein ganz reiches, reiches Leben hinter mir. Ich habe in diesen achtzig Jahren so viel erreicht und erlebt. Es ist doch ein

immenser Wandel geschehen in dieser Zeit – wenn auch nicht überall schnell und total, wir sind auf einer Erde und nicht im Himmel. Ich habe manche Enttäuschung erlebt, ich habe Tränen vergossen, mir war immer wieder himmeltraurig zumute. Aber ich hatte Glück, ich konnte immer gut schlafen und bin am nächsten Morgen wieder mit neuem Optimismus aufgestanden. Ich habe immer auch die kleinen Veränderungen festgestellt. Ich bin nie hingegangen und habe gesagt: «Aber das ist ja nur ein kleiner Anfang, das ist ja noch nichts.» Nein, für mich ist selbst das Kleinste von Bedeutung. Das hat mir den grossen Trost gegeben. Und um auf den Anfang zurückzukommen: Auch Afrika hat natürlich in meinem Leben immer wieder grosse Enttäuschungen ausgelöst. Ich musste mich immer wieder zusammennehmen, um nicht ein Hasser zu werden?

Vom Hass auf wen sprichst du?

Auf die Schwarzen. Diese Art von Trägheit, diese Art von Doppeldeutigkeit und so fort. Es ist nicht immer leicht, als Weisse mit Schwarzen zusammenzuarbeiten. Wir sind halt irgendwo anders, die Geschichte liegt zwischen uns. Für die Afrikaner sind die Weissen immer noch die Kolonialisten und die Neokolonialisten. Diese Clichés haben auch sie noch nicht überwunden. Ich kann nicht davon ausgehen, dass die Afrikaner sagen: Also diesen Imfeld, den nehmen wir von unserem Urteil aus. Aber die ewige Anklage bringt nichts. Da bin ich nun der Katholik. Ich sah nie einen Menschen einfach absolut positiv, ob es nun Martin Luther King war oder Nelson Mandela. Der Mensch ist nun einmal ein Wesen, das gut und böse ist. Das Böse kannst du ihm nicht wegnehmen, sonst ist er kein Mensch mehr.

So bleibt das, was du geschaffen hast in deinem Leben, auch Stückwerk.

Natürlich ist das Stückwerk, jedes andere Wort wäre Grössenwahn. Ich hoffe

nur, ich hätte was angestossen. Ich habe Afrika umkreist. Ich habe das erste Kulturlesebuch in deutscher Sprache verfasst. Ich habe ein Kochbuch geschrieben. Ich habe einen Reader herausgegeben über die afrikanische Frau, später ein Lesebuch über die politische Entwicklung. Dann kam – das war mir ein grosses Anliegen – die afrikanische Agrargeschichte, an der ich jahrelang arbeitete. Daraufhin habe ich die afrikanische Religion aufgearbeitet, auch die Afrikamission. Und nun zum Schluss liegt die Gedichtsammlung vor. Und jetzt arbeite ich am Thema der afrikanischen Stadt der Zukunft.

Du arbeitest also immer noch intensiv. Kommst du auch in einen Prozess des Loslassens, gut sein zu lassen, was du geschaffen hast?

Ich könnte morgen ruhig sterben, ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich habe nur gesagt: Wenn die Gedichtanthologie draussen ist, dann mache ich aber noch die Geburtstagsparty.

Ganz herzlichen Dank, Al für dieses Gespräch! Wir sind dir sehr dankbar für alles, was du auch den Neuen Wegen mit gibst. Dazu gehört ein Satz, den du bei deinem Abschied zu unserer inhaltlichen Arbeit formuliert hast: «Wer bloss das tut, was üblich ist, lebt nicht.» ●

Al Imfeld in den Neuen Wegen:

Zum 60. Geburtstag: Neue Wege-Gespräch «Für eine Spiritualität der Erdhaftigkeit», in NW 3/1995
Kleine Hommage für Al Imfeld zum Siebzigsten, in: NW 1/2005
(beide Beiträge von Willy Spieler)

Sämtliche Neue Wege-Beiträge von Al Imfeld sind zugänglich im Archiv der Neuen Wege 1906 bis 2013 unter: retro.seals.ch

Al Imfeld bei Fernsehen und Radio SRF:

[www.srf.ch/sendungen/sternstunde-religion/
al-imfeld-priester-journalist-freigeist](http://www.srf.ch/sendungen/sternstunde-religion/al-imfeld-priester-journalist-freigeist)
[www.srf.ch/sendungen/focus/al-imfeld-mein-
leben-ist-die-bestiegung-eines-sozialen-
mount-everest](http://www.srf.ch/sendungen/focus/al-imfeld-mein-leben-ist-die-bestiegung-eines-sozialen-mount-everest)

Al Imfeld, 80, Sohn einer kinderreichen Bergbauernfamilie aus dem Luzerner Napfgebiet, studierte Theologie, Philosophie, Entwicklungsoziologie und Tropenlandwirtschaft. Er ist Priester, Schriftsteller, Journalist und vieles mehr. Er hat für seine Recherchen viele Länder bereist und gilt als einer der besten Afrikakenner. Seine Beiträge und Kolumnen erschienen in Tageszeitungen und Magazinen. Al Imfeld hat bis heute über fünfzig Sachbücher, Erzähl- und Gedichtbände veröffentlicht, oft zu entwicklungspolitischen Themen. Über Jahre war Al Mitglied der Redaktionskommission der Neuen Wege.

www.alimfeld.ch